

Dreizehnter Jahrgang.

Sonntags-Beiblatt

zur

Augsburger Postzeitung.

27. Februar

Nr. 9.

1853.

Dieses Blatt erscheint regelmäßig alle Sonntage. Der halbjährige Abonnementspreis 40 fr., wofür es durch alle königl. bayer. Postämter und alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

Die Erzherzogin Maria von Steiermark, Mutter Kaiser Ferdinand des Zweiten.

Rede des Hofraths und Reichshistoriographen Dr. v. Hurter-Ammann, gehalten in der Plenarversammlung des Wiener Central-Severinusvereines am 30. Januar 1852.

IV.

Hochansehnliche Versammlung!

Wie manches Anziehende und Herzgewinnende über das Verhältniß der Erzherzogin Maria als Mutter zu ihren Kindern ich Ihnen bisher mitgetheilt habe, der Stoff ist noch nicht erschöpft; er wird anziehender dadurch, daß wir aus allem ihrem Thun die Ueberzeugung gewinnen, das rein menschliche Gefühl der Mutter habe durch die Rücksichten, welche von fürstlicher Stellung bedingt sind, weder können zurückgedrängt noch abgeschwächt werden; ja vielmehr dieses Gefühl und die aus demselben hervorgehende Fürsorge habe diese Stellung sich dienstbar gemacht.

Es gibt gewisse natürliche Annahmen, welche auf unverfälschte Individualitäten mächtiger einwirken als die Verhältnisse, in die sie durch den Verlauf der gesellschaftlichen Gestaltung sind gestellt worden. Deshalb wissen dergleichen Persönlichkeiten über solche Verhältnisse sich emporzuheben. Unter jenen Annahmen stehen wohl diejenigen oben an, welche einer Mutter die Obliegenheit vor Augen halten, auf bestmögliche Versorgung ihrer Kinder, je nach Maaßgabe des Ranges, der ihnen angewiesen ist, Bedacht zu nehmen. Dieses ließ sich Maria in einer Weise angelegen seyn, in der sie kaum von irgend einer andern Mutter könnte übertroffen werden.

Zu jener Zeit, in welcher sie lebte, waren die Bisthümer Deutschlands (ob zum Besten, ob zum Nachtheil der Würde und des erhabenen Amtes — dieß zu erörtern, liegt außerhalb unseres Gesichtskreises) mit landesherrlicher Macht, mit reichsfürstlichem Ansehen, mit wohlervordenen reichen Einkünften und mit hoher weltlicher Bedeutung ausgestattet. Die Hausordnungen der weltlichen Fürstengeschlechter nahmen je länger desto mehr darauf Bedacht, einer Theilung ihrer Länder pflichtgebundene Schranken zu setzen. Bloß der Erstgeborne konnte fortan regierender Herr werden. Wie die andern Brüder zu ähnlichem Rang sich erheben könnten erscheint daher als Mariens gestiffenste Sorge. Die von der Kirche abgefallenen Fürsten waren ihr hierin mit großer Emsigkeit, mit folgenreichem Bemühen, und wahrlich nicht zu Gunsten des durch sechzehn Jahrhunderte herabgeerbten Glaubens, vorangegangen. — Denn in wie viele Bisthümer hatten unkatholische Administratoren sich eingedrungen, von denen mit gerade zu dieser Zeit Magdeburg, Halberstadt, Merseburg, Raseburg,

Straßburg, Lübeck und Minden beifallen, welche nachher insgesammt, Straßburg ausgenommen, durch sie in weltliche Erbfürstenthümer verwandelt wurden, was wenigstens bei katholischen Fürstenhöfen nicht zu befürchten war.

Der Bischof Urban von Passau, dessen Hochsitz in Oesterreich ansehnlicher Güter und nicht minder bedeutsamer Rechte sich zu erfreuen hatte, rückte mit Ablauf des Jahrhunderts schnellen Schrittes dem Greisenalter entgegen. Ein Theil der Domherren sprach von der Nothwendigkeit einer Coadjutorswahl und warf hiezu das Auge auf den Herzog Philipp von Bayern, den das Domcapitel von Regensburg als Schild gegen protestantische Umtriebe zu ähnlicher Absicht noch in zarter Kindheit als Bischof postulirt hatte. Maria meinte, zu jener Würde möchte ihr Leopold eben sowohl sich eignen, als der nicht viel ältere Neffe, worüber leicht, wäre der Herzog Wilhelm von Bayern nicht eine so durchaus edle Natur gewesen, ein nie mehr zu heilender Bruch zwischen Bruder und Schwester hätte entstehen können. Die Hälfte des Capitels neigte sich auf Seite des bayerischen Fürstensohnes, indeß die andere im Verein mit dem Bischof den Erzbischof begünstigte. So waren bei einer ersten Wahl die Stimmen getheilt. Bald hierauf starb der Bischof, und der Paps erklärte: einer neuen Wahl bedürfe es nicht, er bestätige den Erzherzog Leopold. Nur zwei Jahre später erkannten die übrig gebliebenen katholischen Domherren von Straßburg, dieses Bisthum, dessen bereits ein brandenburgischer Prinz sich bemächtigt hatte, lasse nur dadurch sich retten, wenn es einen Erzherzog als Bischof sich erbitte. Auch hiezu wurde Leopold ersehen; so daß Maria wohl sich freuen mochte, ihren Zweitältesten über der Vereinigung zweier der reichsten Bisthümer Deutschlands als ansehnlichen Reichsfürsten begrüßen zu können.

Den nächstfolgenden Sohn, Maximilian Ernst, ließ sie unter die deutschen Ritter aufnehmen, unverkennbar in der Absicht, daß er, seinem Vetter, Erzherzog Maximilian von Tirol, in der Würde eines Großmeisters des Ordens nachfolgend, hiedurch ebenfalls ein mit selbstständigen Rechten ausgestatteter Reichsfürst werde. Der Tod vereitelte die Absicht der Mutter, denn der jüngere Maximilian starb vor dem Altern.

Auch dem jüngsten Sohn, Carl, sollte der geistliche Stand zu einer unabhängigen Stellung verhelfen, als sie nachgeborenen Prinzen insgemein beschieden ist. Ihm ward das reiche Bisthum Breslau, dann das nicht minder ansehnliche Brixen zu Theil, und die reichsfürstliche Stellung dadurch erhöht, daß das seinem Bruder zugedachte Großmeisterthum des deutschen Ordens auf ihn überging, was alles jedoch die Mutter nicht mehr erlebte.

In gleicher Weise war Maria auf Erhöhung ihrer Töchter bedacht. Man darf es mit Recht seltsam nennen, daß der erste Anwurf, die älteste aus ihnen mit dem Erben von Schweden und muthmaßlichen Nachfolger in Polen zu vermählen, durch einen Juden gemacht wurde. Diesen hatte die Königin Anna von Polen, die letzte des alten Jagellonen-Geschlechtes, blos als Privatperson zu solchem Zwecke an den Gräzer Hof gesendet. Nur der Schimmer einer Aussicht auf den Erbfürsten von Lothringen machte die Erzherzogin eine Zeit lang wohl ungeschlüssig, jedoch nicht abgeneigt. Denn sie schrieb dem Bruder: „Wir haben nicht nur eine oder zwei Töchter, sondern wir haben ihrer Gottlob noch sechs, so daß wir nicht zu fest mit ihnen prahlen dürfen.“ Ein anderes Mal bemerkt sie ihm: „Wir haben zu viel Diendl.“ Bei allem Dem stand doch das fest bei der Erzherzogin: daß ein anderer als ein kath. Fürst um eine ihrer Töchter niemals sich bewerben dürfe; wie denn auch des Vaters Testament eine jede, die mit einem Andersgläubigen sich verbinden wollte, der Aussteuer und des Heirathsgutes verlustig erklärt. Der leichtfertige Religionswechsel einem Fürstenthum zu lieb ist eine ausschließlich deutsche Errungenschaft neuerer Zeit, die zuletzt selbst in katholische Häuser Eingang gefunden hat.

Bei Sigismund Bathori's, Fürsten von Siebenbürgen, Werbung um Maria Christina mochte die Aussicht auf den Fürstenthron, mußte die Fügung unter den Willen des Kaisers und in die mögliche politische Bedeutung dieser Vermählung

für das gesammte Haus der Bedenklichkeit, „ein liebes und gehorsames Kind“ in das Gewirre dieses Landes ziehen zu lassen, die Wage halten, wiewohl in die Persönlichkeit des Fürsten wenig Vertrauen zu setzen war. Was dann eben zu dieser Zeit Maria an den Freiherrn von Rumpf schrieb, zeigt, welche Ansicht bei ihr vorgewaltet habe. Man könne nicht wissen, sagte sie ihm, wie es unverheiratheten Töchtern nach der Mutter Tod ergehe; daher würde es ihr zu großem Trost gereichen, „dieselben versichert zu sehen.“ Hiesfür ging sie besonders ihren Schwager, Erzherzog Ferdinand von Tirol, an, der sie nicht lange vor seinem Tod auf die Herzoge von Parma und von Urbino aufmerksam machte. Auch hat sich ein Brief ihres Sohnes Ferdinand an Kaiser Rudolph erhalten, worin ihm jener eröffnet, wie der König von Spanien seine Schwester Eleonora gerne mit dem Herzog von Mantua, Maria aber mit dem Großherzog von Florenz vermählt sähe, auch an Modena denke, wozu die Mutter jedoch keine Neigung habe. Würde indeß der Kaiser bessere Gelegenheiten, so möchte er dieselben eröffnen.

Der unverkennbarste Beweis, mit welcher mütterlichen Liebe zu ihren Töchtern Maria sey erfüllt gewesen, liegt darin, daß sie keine von sich ziehen ließ, ohne sie an den Ort ihrer Bestimmung zu begleiten. Hievon konnte keine Entfernung, keine Ungunst der Jahreszeit, keine Gefahr zu Land oder zu Meer sie zurückhalten. Die älteste, Anna kam, wie bereits erwähnt, nach Polen. Eine Reise von Grätz nach Krakau war zu jener Zeit, zumal für eine Frau, gewiß kein müheloses Unternehmen; Maria ließ sich von Begleitung der Tochter nicht zurückhalten. An Beschwerden und Unbequemlichkeiten konnte derjenigen nach Polen eine Reise nach Siebenbürgen nicht nachstehen, das Herumschwärmen der Türken machte dieselbe zugleich höchst gefährlich. Ob auch Rumpf der Erzherzogin schrieb: „der Erbfeind hat lange Arme, seine Kasse haben flinke Beine,“ die Erzherzogin ließ sich nicht abschrecken, auch diese Tochter nach dem fernen Stuhl-Weissenburg zu begleiten, ungeachtet sie mehr als einmal das Nachtlager in einer Entfernung von bloß sechs Meilen von den Türken nehmen mußte. Nur bei mannigfaltigen Unannehmlichkeiten, welche der Hochmuth der Spanier ihr bereifete, und unter bedrohlichen Seestürmen konnte sie ihre Margaretha dem König von Spanien zuführen; die Liebe zu der Tochter gab ihr Kraft, jenen Trost zu bieten, unter diesen unverzagt zu bleiben. Constantia's, des Königs von Polen zweiter Gemahlin, Begleit fiel in die herbftliche, Mariens Heimkehr in die winterliche Zeit; aber keine Ungunst der Witterung kam in Betracht; diese Tochter sollte an die Obsorge der Mutter kein minderes Anrecht haben als die andern Schwestern. Dieses hätte sie auch der jüngsten, die sich vermählte, der Erzherzogin Magdalena, zugestanden, wie dann wegen der Reise nach Florenz, der letzten, die Maria zu machen gedachte, Alles schon verabredet war, als einige Monate vorher der Tod sie hinraffte.

Die Erzherzogin kann in ihrem Verhältniß als Mutter nicht anschaulicher geschildert werden, als durch ein Schreiben derselben vom 28. Oct. 1541 an den Freiherrn von Rumpf, dessen Mittheilung die verehrliche Versammlung zuverlässig ansprechen wird. Die Frage über die Vermählung der Erzherzogin Anna hatte sich durch mehrere Jahre, selbst mit dem Anschein gänzlichen Zerschlagens, durchgezogen. Plötzlich gab Kaiser Rudolph seine Zustimmung dazu, zugleich der Erzherzogin die Weisung, dieselbe in sehr kurzer Zeit vor sich gehen zu lassen. Nun schreibt sie dem Freiherrn: „Euch, als einen verständigen Mann, lasse ich urtheilen, wie das möglich sey; wie ich, so daß es nicht unserm Haus zu Spott und Schande gereiche, mit der Ausstattung zurecht kommen solle? Ihr dürft mir glauben, nicht ein Hemd, geschweige denn ein Rock ist für meine liebe Tochter in Bereitschaft, denn hätte ich etwas vorgekehrt und die Heirath wäre nicht bewilligt worden, welchen Spott würde ich dadurch auf mich geladen haben? Wäre des Kaisers Entscheidung alsbald gekommen, dann sollte gewiß alles fertig seyn und würde ich mit Ehren bestehen. Denkt nur selbst: wir haben bloß noch neun Wochen bis Neujahr, drei Wochen vorher sollte man aufbrechen, und in sechs Wochen alles fertig seyn! Dazu ist hier ein Ort, an

dem man nichts findet. Ich muß um Alles nach Wien schreiben, und Gott weiß, ob man es dort findet? Hätte ich Zeit gehabt, so hätte ich es von Mailand und anderwärts her kommen lassen. Jetzt aber ist die Zeit so kurz und ich weiß nicht, wo ich anfangen soll. Mir ist nur um den Wagen zu thun, denn ein Wagen, wie er für eine solche Braut sich schickt, ist nicht die Sache von sechs Wochen, dazu bedarfs eben so viel Monate. Bei den Polen, die ohnedem ein hochtrabendes Volk sind und Alles in Acht nehmen, möchte ich doch nicht Spott aufheben. Dazu wird man Alles ums Doppelte kaufen müssen; denn wissen die Kaufleute, daß man etwas haben muß, so verlangen sie gleich das Doppelte und wird man nehmen müssen, was man findet, es sey gut oder schlecht. Meine Tochter erbarmt mich von Herzen, daß sie es nicht genießen soll, wie ich ihr es von Herzen gönne und wie es auch seyn sollte. Ihr mögt mir auf mein Wort glauben, die Sache bearbeitet mich dergestalt, daß ich weder schlafen noch essen kann, nicht weiß, wo anfangen; denn sobald ich etwas bestellen will, heißt es: die Zeit ist zu kurz. Will der König nicht warten, dann freilich muß es seyn; wie man aber in der ganzen Welt davon reden wird, das dürfte wenig Freude bringen. Die Polen werden es nicht glauben, daß man eine so kurze Zeit gehabt habe, denn sie wissen es nicht. Auch für die Leute zum Dienst der Tochter ist nicht gesorgt; ehe man um dieselben sich umgesehen hat, sollte man schon fortziehen. So mangelt noch eine Hofmeisterin, eine Kammerfrau; ich werde nehmen müssen, wen ich finde, ob tauglich, ob nicht. Ihr könnt denken, wie es meiner Tochter seyn wird, wenn sie Leute bekommt, die nicht für sie sind. Sie muß wenigstens drei Kutscher, einige Lakaien, einen Capellan, eine Leibwäscherin, einen Tafeldiener für ihre Frauen haben, was gewiß nicht zu viel ist. Den Brautwagen muß ich zu Wien machen lassen, nur von Goldstoff, denn in der Eile ist's nicht möglich ihn zu finden. Ich wollte, Euer Weib wäre hier, ich weiß, sie würde mir treulich helfen, denn es wäre nöthig, daß Alles mir beistände. Ich fürchte nur, wir heben einen großen Spott auf; ich kann aber nicht anders, ich bin vor Jedermann entschuldigt. Grüßt mir, ich bitte Euch, die Frau tausendmal; sagt ihr, weil sie mir nicht helfen könne, solle sie Gott für mich bitten, daß ich nur ein wenig mit Ehre bestehe. Laßt mich den sichern Hochzeitstag wissen, sobald ihr denselben erfahret."

(Schluß folgt.)

C a r c a s s o n e .

Während seines Aufenthaltes zu Rom hat der hochwürdigste Herr Bischof von Carcassone an den Klerus und die Gläubigen seiner Diöcese ein Schreiben gerichtet, dem wir folgende Stellen entnehmen:

„Die geheiligte Pflicht, welche uns momentan von Euch entfernt hat, ist Allen bekannt. Nach fünfjähriger Arbeit auf demjenigen Theile des Feldes der Kirche, welchen der himmlische Vater uns anvertraut hat, sind wir zu dem, der denselben hienieden vertritt, gekommen, um Rechenschaft von unserer Verwaltung abzulegen; wir sind gekommen, um dem großen Princip der Einheit und der Autorität, welche die Grundfesten der katholischen Kirche sind, in seiner Person zu huldigen; wir sind gekommen, um gleichzeitig am Grabe des Apostels unsern Glauben zu befestigen, welchem Jesus Christus das Recht und die Pflicht erteilt hat, seine Brüder darin zu bestärken und der noch immer in seinen Nachfolgern fortlebt; wir sind endlich gekommen, um zu Füßen des Stuhles der Wahrheit, von welchem herab Petrus durch den Mund Pius IX. noch immer spricht, neue Erleuchtung zu suchen. In diesen schwierigen Zeiten, in diesen Zeiten der Kämpfe und Wirrnisse, wo der Geist des Zwiespalts und der Finsterniß seine Anstrengungen vervielfältigt, um das Reich Gottes zu stören, ist es für die Hirten der Seelen tröstlich, demjenigen ihre Zweifel und Befürchtungen auseinandersetzen zu können, der die Sendung und die Macht erhalten hat, sie zu lösen und zu zerstreuen! Wie stärkend ist es für Euch und für

uns, uns innerlich mit diesem unerschütterlichen Felsen vereinigt zu fühlen, an dem sich alle Mächte der Hölle brechen werden! . . .

„Gott hat uns von einem gewissen Untergang errettet, er hat unser Leben, unsere Güter bewahrt; er hat dem heimatlichen Herde die Sicherheit, unsern Fluren die Ruhe, der Gesellschaft die Ordnung, der Industrie die Thätigkeit, dem Handel den Flor wieder gegeben, und um Euch alle diese Güter zu gewährleisten, hat er unter uns eine erhabene ehrwürdige Autorität aufgerichtet. Um dieses Werk der Barmherzigkeit durchzuführen, hat seine Vorsehung einen Prinzen erweckt, ausgestattet mit seiner Kraft, durchdrungen von seiner Weisheit. Gut, edelmüthig, fest und entschlossen hat Napoleon die Sendung, Frankreich zu retten, in sich gefühlt; um dies zu vollenden, hat er sein Vertrauen auf den Allerhöchsten gesetzt. Bei jeder Gelegenheit bringt er seine Huldigung der höchsten Macht desjenigen dar, der die Richter selber richten wird; und seitdem er die Gewalt in Händen hat, sieht die freiere Kirche täglich seine Thaten fruchtbarer. Betet also für diesen Monarchen, dem Eure Dankbarkeit die kaiserliche Krone zugebacht hat, betet, daß derjenige, der ihn uns gegeben, ihn uns auch erhalte, betet endlich, daß der Geist der Gerechtigkeit und Klugheit, der so nöthig ist, um Völker würdig zu regieren, ihn nie verlasse. Unter diesem Scepter, der sich als Scepter des Friedens ankündigt, bildet ferner — Franzosen und Brüder in Jesu Christo vereinigt! — nur mehr eine Familie und Jeder aus Euch, durch alle unsere Mißgeschickte belehrt, möge erkennen, daß wenn die sociale Auflösung, von der wir bedroht waren, ihren Ursprung nur in dem Vergessen Gottes und seiner Vorschriften gehabt habe, die Hoffnung auf eine bessere Zukunft nur auf der aufrichtigen und einmüthigen Rückkehr zur heiligen göttlichen Religion unserer Väter gegründet seyn könne.“

A g r a m.

Der hochwürdigste Herr Erzbischof von Agram hat einen (lateinischen) Hirtenbrief an den Klerus seiner Diocese erlassen, in welchem er zuerst auf die immer wachsende Sicherung der durch die vereinte Bemühung der katholischen Mächte herbeigeführten Ordnung und Ruhe im Kirchenstaate hinweist, sodann hervorhebt, wie in Frankreich, nach unzähligen Wirren, ebenfalls ein gesunder und religiöser Sinn sich kundgebe und hierauf sagt:

„Auch in unserer Monarchie werden von unserm durchlauchtigsten apostolischen Kaiser und König Franz Joseph I. unzählige Beweise inniger Frömmigkeit und angekommener warmer Gläubigkeit gegeben; auch von Seiten Jener, welche an der Spitze der Regierungsgeschäfte stehen, werden so viele Belege der Verehrung und des Wohlwollens für die Kirche geliefert, daß nur ein undankbares Gemüth sie ignoriren oder mißdeuten und in Zweifel ziehen könnte. Die Ruhe, welche durch die heldenmüthige Tapferkeit unserer Armee gewonnen, die Ordnung, welche durch das unermüdlige Streben Jener, die am Ruder der Regierung sitzen, herbeigeführt wurde, befestigt sich täglich mehr und wenn noch nicht Alles zur gewünschten Klärung gelangt ist, so kann dies keinesfalls dem Mangel an gutem Willen oder an Thätigkeit, sondern nur der unsäglichen Wucht der Arbeit zugeschrieben werden, die in einem so ausgedehnten Reiche unmöglich in wenigen Monaten oder Jahren erlebigt werden kann.

Trotz des Fortschritts der guten Sache würde man doch bedeutend irre gehen, wollte man sich der Ansicht hingeben, es seyen alle Gefahren für die Zukunft besiegt und beseitigt. Wohl ist die Hyder der Revolution mit ihren scheußlichen Ausgeburten zu Boden gedrückt, keinesfalls aber völlig vernichtet. Noch lebt sie, Rauche athmend und voll giftigen Geifers in ihren Höhlen, eine Gelegenheit zum abermaligen Hervorbrechen erspähend; werden ihr die Waffen nicht entzogen, wird sie ihres Giftes nicht beraubt, so wird sie ohne Zweifel mit wieder gewonnenen Kräften und gesteigerter Wuth neuerdings hervortreten.

Wer die Ereignisse der frühern Zeiten aufmerksam erwogen und mit den gegen-

wärtigen Verhältnissen sorgsam zusammengestellt hat, der wird gewiß, wenn er mit gutem Willen und ohne Vorurtheil prüft, zu dem Schlusse kommen, den alle Weisen und Einsichtsvollen ziehen, es müsse der Grund jener furchtbaren Convulsionen nicht in Regierungsformen, in den politischen Gesezen oder sonstigen äußern Ursachen, sondern in den falschen und irreligiösen Begriffen gesucht werden, welche die große Mehrzahl von Gott, von der Bestimmung des Menschen, seinem künftigen Leben, ja von der Tugend selbst hegt. Durch sie wurde nach und nach die Macht der heilsamen Lehren des christlichen Glaubens und der Kirche untergraben; mit ihr nahm auch das Ansehen der öffentlichen, staatlichen Leitung ab. Durch das falsche Dogma von der absoluten Unabhängigkeit des menschlichen Geistes, durch ruchlose, philosophische Systeme und durch die unselige Verbreitung verderblicher Bücher unter allen Klassen der Gesellschaft, so wie durch das Einführen rein theoretischer Axiome in das tägliche Leben mußten nothwendig alle gesetzlichen Schranken gesprengt, göttliche und menschliche Autorität mit Füßen getreten und der menschliche Geist zum Selbstgötzen werden. Hieraus allein läßt sich jenes in den leztverfloffenen Jahren zu Tage getretene Streben, jede Macht umzustürzen, jenes Drängen, der sogenannten geistigen Emancipation theilhaftig zu werden, jenes zügellose Begehren, gar keine Gränzen mehr anzuerkennen, genügend erklären.

Nachdem man in solcher Weise die Verehrung jeglicher Autorität beseitigt und sich des Glaubens an die göttliche Offenbarung entledigt hatte, die allein den menschlichen Geist vor verderblichen Irrthümern zu schützen, allein unserm Geiste eine wohlthätige Leuchte aufzusteken vermag, ergab sich von selbst jene enorme Verderbniß der Sitten, die, wie wir mit eigenen Augen gesehen haben, ganze Völker überfluthete. Hat sich nämlich der Mensch einmal von den höhern Freuden abgewendet, die nur der feste Glaube an Gott und die Hoffnung auf ewige Glückseligkeit gewähren können, so sucht er sein Glück in fleischlicher Wollust, in der Befriedigung der Gelüste seiner Augen, denen er sich gleich dem Thiere ergibt, nachdem er jeden edlern Sinn abgestreift hat. Es ist dieß der natürliche Gang im Leben des Menschen, wenn er sich von Gott abwendet, dem Schöpfer seiner vernünftigen Natur.

Es kann uns daher nicht befremden, wenn ganze Völker in solche Verkehrtheit verfallen, daß sie ohne Gewissensbisse, ohne das mindeste Schamgefühl, sich der brutalen Lust, der Lüge, entseßlichen Ruchlosigkeiten, ja sogar unerhörten Grausamkeiten und Maßlosigkeiten aller Art hingeben. Es kann uns ferner nicht befremden, wenn die Ehe, die alle Weisen von jeher als die Grundlage aller menschlichen Weisheit betrachteten, als ungerechte Beschränkung des Geschlechtsinnes, wenn die auf redlichem Wege erworbenen Rechte von Personen und Gemeinschaften als Usurpation, wenn das Eigenthum öffentlich mittelst des mündlichen, so wie mittelst des geschriebenen Wortes als Diebstahl erklärt wird, ja wenn bei Vielen der Wahnsinn so weit geht, daß sie dergleichen in die Gesezbücher aufgenommen wissen wollen. Die Hoffart, die Wollust und die ungeregelte Gier nach den irdischen Gütern hat sich des menschlichen Geistes in solchem Grade bemächtigt, daß Niemand mehr mit seinem Schicksale zufrieden ist. Der Friede ist aus der Menschen Herzen gewichen, weil sie den Fürsten alles Friedens, den Heiland Christus, aus denselben zu weichen zwangen, weil sie ihren Erlöser verloren haben und weil die nicht in Gott bestehenden Institutionen den Mangel dieser alleinigen Wahrheit, dieser einzig stabilen Grundlage menschlicher Glückseligkeit nicht zu ersetzen vermögen.

Dieß ist die riesig große, im höchsten Grade gefährliche Krankheit, welche in diesen lezten Jahren die Völker der civilisirten Welt im hohen Grade ergriffen hat, welche noch fortdauert, wenn auch ihre äußerlichen Symptome unterdrückt zu seyn scheinen. Die Krankheit ist allgemein und in der Natur unserer Zeit begründet, so wie in den verderbten Axiomen des menschlichen Geistes und in dem Leben der Völker, welche das Licht der göttlichen Offenbarung verschmähen.

Es fragt sich nun, in welcher Weise so großem Uebel wirksam und nachhaltig begegnet werden könne. Die neue Zeit hat unzählige Heilmittel vorgeschlagen: so

suchen Einige das Heil in neuen Verfassungsnormen und in der Verbesserung der politischen Geseze, Andere in der Förderung der Industrie, die sie auf den höchsten Grad in solcher Weise gebracht wissen wollen, daß, ginge es nach ihrem Willen, die ganze Welt eine colossale Fabrik würde; wieder Andere lehren gleiche Vertheilung der Güter und Arbeit, wenn auch diese der menschlichen Natur jederzeit im höchsten Grade widerstrebte.

Noch andere Mittel werden vorgeschlagen, wobei man außer Acht läßt, daß ein inneres Leiden nicht durch äußerliche Mittel zur Heilung gebracht werden könne, daß die Krankheit unserer Zeit aus verkehrten Principien und einer verderbten Richtung der Geister hervorgehe, und daß diese erst gebessert werden müsse, ehe an Heilung des Uebels überhaupt gedacht werden könne. Von jener Besserung wird es abhängen, ob der Glaube oder der Unglaube, ob Wahrheit oder Lüge, ob christliche Denkweise oder heidnische Gottlosigkeit die Völker regieren solle; die Entscheidung dieser Frage wird bestimmen, ob Friede und Ruhe oder Rohheit und Barbarei die Oberhand behalten könne. . . . Eine solche Regeneration des Menschengeschlechts kann aber nur durch geistliche Macht erzielt werden, die schon unzählige von moralischer Fäulniß ergriffene Völker einem neuen Leben wiedergegeben und so viele barbarische, wilde Nationen den gebildeten Völkern angereicht hat. Der geistlichen Gewalt, d. h. der heiligen Kirche ist von Gott diese Fähigkeit verliehen worden, die Fähigkeit, das in verderblichen Irrthümern befangene Menschengeschlecht wieder mit Gott zu versöhnen, die profanirten Herzen zu heiligen, das in ihnen erloschene Licht des heiligen Geistes wieder zu entflammen, und alle Classen der bürgerlichen Gesellschaft mit der Kraft des positiven christlichen Glaubens zu stärken, die Wiedergeburt endlich der Menschen und Völker in Folge der Gnade und Macht der Erlösung durch das Wort zu vermitteln."

(Es wird nun auseinandergesetzt, wie hier unter Kirche vorzugsweise die Diener derselben, die Priester, verstanden werden, wie demnach sie vor Allen berufen seyen, Demuth, Keuschheit und Vermeidung strafbaren Strebens nach irdischen Gütern durch Wort und That, durch Predigt und Beispiel zu lehren, worauf es zum Schlusse heißt:)

"In solcher Weise wird mit Hgöttlicher Hilfe das Licht des Evangeliums die Welt wieder mit größerer Helle durchstrahlen und der Glaube an Christus, in welchem allein das Menschengeschlecht der Glückseligkeit im wahren Sinne des Wortes theilhaftig werden kann, neuerdings erhöht werden und aufblühen, daß der gesunde Sinn den Menschen wieder gegeben, das monströse Laster gemieden und die christliche Tugend wieder heiter aller Orten gedeihe. Nur so kann es geschehen, daß die Folgen jener furchtbaren Convulsionen, deren Augenzeugen wir noch vor Kurzem waren, gänzlich schwinden und die Gefahren der etwa wiederauflebenden Seuche verhütet werden können.

Diese Sache aber hängt, wie jedes andere Gut, vom Vater des Lichtes und von jener Gnade ab, ohne welche wir weder zu wollen, noch zu handeln vermögen. Diese heilige und wirksame Gnade wird jedoch nur durch den beständigen frommen, vertrauensvollen Umgang mit Gott, d. h. durch den nie nachlassenden Geist des Gebets erwirkt. "Die Kraft des Gebetes," sagt der heilige Augustin, "ist groß; gleich einem getreuen Boten richtet es seinen Auftrag aus und dringt dorthin, wo das Fleisch nicht hin zu gelangen vermag." So sagt auch der heilige Bernhard: "Ist das Gebet gläubig und inbrünstig gewesen, so wird es ohne Zweifel in den Himmel dringen und gewiß nicht unverrichteter Sache zurückkehren."

Darum ermahne ich euch, ehrwürdige Brüder und geliebte Söhne, darum bitte ich euch im Namen unseres barmherzigen Gottes, daß ihr beim Eintritt dieser heiligen Fastenzeit eifrig und wachsam seyd im Gnadenact des Gebetes, daß ihr in Gott wohl erwäget, wie groß einerseits die Verderbniß des Menschengeschlechtes und wie erhaben andererseits euer Beruf sey, der allein, wenn er unverdrossen und gewissenhaft geübt wird, das Unglück der Welt beseitigen, das Reich Gottes wieder herstellen

kann, welches ist das Reich der Tugend und der wahrhaften Glückseligkeit. Zieht euch für einige Tage wenigstens in eine heilige Einsamkeit mit Gott und euren Herzen zurück; wachet und betet, damit ihr würdig erachtet werdet, allem Künftigen begegnen und vor Gottes Sohne stehen zu können. Gestärkt an Geist, Gemüth, an Glauben und Hoffnung, erglühend in Liebe zum Heiland schreitet dann zur weitem Ausübung eures Amtes. Zu diesem Zwecke werden die Worte der Ermahnung, die ich, obwohl sehr geringen Verdienstes, aber doch als euer Bischof mit väterlichem Wohlwollen und in brüderlicher Liebe gesprochen habe, euch hoffentlich von einigem Nutzen seyn. Ich selbst werde nicht aufhören, zu Gott zu beten, auf daß wir erfüllt werden mögen von der Erkenntniß seines Willens in Weisheit und geistigem Verständnis und ihr würdig und Gott wohlgefällig einher wandelt.“

R o m.

Rom, 25. Jan. Unsere deutschen Verhältnisse in der Hauptstadt der Christenheit, von welchen im Sonntagsblatte zum Östern die Rede war, haben sich seit einem halben Jahre weit günstiger gestaltet. Die Grundbedingung eines allseitigen und friedlichen Zusammenwirkens unter den hiesigen Deutschen, nämlich die innige Verbindung der verschiedenen uralten Nationalstiftungen als Mittel zu demselben Zwecke, ist seitdem ihrer Erfüllung um Vieles näher gerückt. Aber nicht bloß im Interesse der nationalen Stiftungen, sondern auch in jeder andern Weise entfaltet sich gerade jetzt ein freudiges Zusammenwirken der hiesigen deutschen Priester und Laien. Erstere halten allwöchentlich in St. Maria dell' Anima eine Conferenz über kanonisches Recht, an welcher der Regel nach gegenwärtig 12 bis 14 Priester Theil nehmen. Die Hauptpunkte aus dieser wichtigen, in Rom besonders blühenden Disciplin kommen hier zum geordneten Vortrage und zur Erörterung. Zudem arbeiten die meisten Priester in der so einflussreichen Congregation des Concils. Den monatlichen Sitzungen der letzteren gehen jedesmal besondere Conferenzen in St. Maria dell' Anima voran. Es werden nämlich die Sachen, welche in den Versammlungen der Cardinäle der Congregation ihre Entscheidung finden sollen, bereits 8 Tage früher den mitarbeitenden Priestern in gedruckten Referaten zugetheilt. So ist diesen Gelegenheit geboten, die wichtigsten kirchl. Angelegenheiten nach den Grundsätzen des kanonischen Rechts zu erörtern und ihre Ansichten nach den Entscheidungen der Congregation, welche ihnen officiell mitgetheilt werden, zu berichtigen. — Jeden Sonntagabend finden dann Conferenzen über die christl. Kunst in der Behausung des um die deutschen Angelegenheiten in Rom so hochverdienten Herrn Spithöver statt. An diesen nehmen außer den Priestern auch die ausgezeichnetsten deutschen Künstler den regsten Antheil. — Gerechten Anspruch auf unsern Dank hat in all' diesen Beziehungen der hochw. Prälat Fürst Hohenlohe, geh. Kämmerer Sr. päpstl. Heiligkeit, wenn anders die tiefe Demuth dieses hohen kirchl. Würdenträgers, der trotz seiner einflussreichen Stellung in der unmittelbaren Nähe der geheiligten Person des Papstes keine Ansprüche kennt, es uns erlaubt, in diesen Blättern ein öffentliches Zeugniß jenes Dankes im Namen der gesammten deutschen Priester und Laien von Rom niederzulegen. Seltene Frömmigkeit gepaart mit einem offenen geraden Sinn, der Schmeichelei und Schleichwege verabscheut; — die übrigen Geistesgaben, welche einem Würdenträger der Kirche zur höchsten Zierde gereichen, haben dem Fürsten Hohenlohe die größte Achtung und ein hohes Vertrauen beim hl. Vater selbst, so wie bei den Cardinälen und Prälaten der Curie gewonnen und gesichert. Die hochw. Bischöfe Deutschlands, welche im Laufe mehrerer Jahre Rom besuchten, fanden sich bei ihrer Abreise von hier jedesmal gedrungen, über die seltenen Eigenschaften dieses Prälaten ihre vollste Anerkennung auszusprechen. — Dank dem h. Vater, daß er zum Wohl und Heil der Kirche unseres Vaterlandes diesen vortrefflichen Mann in seine Nähe zog! Wir fanden eine besondere Veranlassung zu diesem Worte über den Fürsten Hohenlohe in den mannigfachen Verdächtigungen, welche in verdeckter Weise durch deutsche Blätter gegen diesen hohen kirchl. Würdenträger sind verbreitet worden (M. S. Bl.)